Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 5-6

Artikel: Wehrwille und Wehrfähigkeit. Teil II
Autor: Blocher, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157210

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schen und Tschechen die Lösung des Nationalitätenproblems nicht bringe; daß es in Wirklichkeit in der Tschechoslowakei zwei Regierungen gebe: die offizielle, in der auch die Deutschen sitzen und die inoffizielle, die Nebenregierung, mit Ausschluß der Deutschen. Und gerade letztere macht in Wirklichkeit die Politik des tschechoslowakischen Staates. Sudetendeutschtum und Slowakentum, soweit letzteres als „Nation" ein Eigenleben führen will, werden ihre Selbständigkeit nur erringen und bewahren können, wenn sie bewußt das Grundgesetz der Geschichte befolgen, die immer nur Staatengeschichte gewesen ist, und ihrem Wesen und den Umständen entsprechend ihre staatlichen Kräfte entwickeln. Sicherlich ist dies in erster Linie eine Frage der eigenen völkischen Substanz. Aber auch den Tschechen muß angesichts der heutigen Lage der Staatsführung und ihrer Ergebnisse nachdrücklichst gesagt werden, daß die Entwicklung zur möglichsten Verselbständigung der einzelnen Völker auch in ihrem Interesse liegt. Das politische Handeln gemäß der heutigen Staatsauffassung läßt den Minderheiten nur diese Möglichkeiten: entweder die Irredenta, da sie sich in den gegebenen Grenzen nicht ausleben können, oder den Verlust ihrer nationalen Würde und den schließlichen Untergang. Dazwischen, auf dem Wege zur einen oder der anderen Möglichkeit, liegt jedoch all die Krisenhaftigkeit und Labilität des „tschechoslowakischen Staates", von der das „Staatsvolk" der Tschechen in erster Linie betroffen ist.

Die Erwägungen, die im Vorstehenden angestellt wurden, sind rein grundsätzlicher Natur und können erst dann politische Wirklichkeit gewinnen, wenn die realen Gegebenheiten mit in den Kreis der Behandlung einbezogen werden. Dies zu tun, wird Sache der politischen Führung sein, über die heute noch nichts ausgesagt werden kann.

Wehrwille und Wehrfähigkeit.

II.

Bemerkungen zum religiös begründeten Antimilitarismus.

Von **Eduard Blocher.**

Die nachstehenden Bemerkungen zum religiös begründeten Antimilitarismus übergebe ich ungern der Öffentlichkeit. Ich möchte nicht den Schein erwecken, als ob damit etwas zugunsten des Krieges gesagt werden sollte; diese Auslegung aber wird heute jedem Einwand gegen den theologischen sogenannten Pazifismus gegeben. Es handelt sich wirklich nur um Bemerkungen, die zur Lösung der heute so eifrig umstrittenen Fragen beitragen sollen.

1. Zuerst die Frage: Gibt es überhaupt Pazifisten, d. h. Leute, die (nicht nur den innigen Wunsch haben, den wir alle mit Inbrunst hegen, sondern auch) an die Möglichkeit glauben, die Anwendung von Gewalt lasse sich aus dem Völkerleben ganz beseitigen, und die deshalb bereit sind,

den Staaten die Macht- und Kriegsmittel zu nehmen, möge daraus entstehen, was da will?

Pazifistische Menschen gibt es gewiß; allerdings nicht so viele, wie es scheint. Nichts soll gesagt werden über die unehrlichen, die Scheinpazifisten, etwa über einen Prof. Förster, der sich als unbedingten Gegner der Gewalt ausgibt, dabei aber den menschenmörderischen Einfall ins Ruhrgebiet gebilligt und seine Feder in den Dienst des französischen Militarismus gestellt hat. Aber auch die vielen, die gegen Krieg und Militarismus schreiben, sich jedoch für die Revolution einsetzen, dürfen nicht als wirkliche Antimilitaristen mitgezählt werden. Zwar sagen sie etwa, — bewiesen ist es freilich auch nicht — die Revolutionen kosteten weniger Blut als der Krieg, aber das ist ja ganz einerlei, denn ob 200 Menschen getötet werden oder 200 000, das ist für die Frage, ob ein Christ beim Töten mitmachen und es billigen dürfe, belanglos. Im christlichen Sinne sind alle, die für die Revolution entschuldigend, billigend, beschönigend eintreten, keine Antimilitaristen. — Man mache sich ferner klar, daß Abrüstung fordern gleichbedeutend ist mit grundsätzlicher Preisgabe des Staates, denn nachdem wir die Abrüstung durchgesetzt haben, hängt es nicht mehr von uns ab, ob der Staat bestehen bleibe oder untergehe. Der schweizerische Antimilitarist muß sich fragen: ist es dir so ernst mit deiner Überzeugung, daß du erklären kannst: lieber in Zürich an Stelle unserer Volksbehörden einen königlich-italienischen Präfekten als sich gegen die Eroberung mit den Waffen wehren? Solche Antimilitaristen gibt es unter uns, aber doch wohl nicht sehr viele.

Immerhin, pazifistische Menschen gibt es; dagegen pazifistische Parteien hat es noch nie gegeben. Bis jetzt hat noch jede Menschengruppe, die an die Macht gelangt ist oder auch nur Aussicht dazu bekam, den Pazifismus, zu dem sie sich vorher bekannte, abgeworfen und sogleich die Machtmittel in Gebrauch genommen, deren sich die Machthaber von jeher bedient haben. Als Pazifisten traten die ehrlich begeisterten Leute der französischen Nationalversammlung von 1789 auf, — wie es nachher kam, weiß man: 1792 Marseillaise („qu'un sang impur abreuve nos sillons"), levée en masse und das weitere. Als Pazifisten traten auf Lenin und namentlich Trotzki, später Schöpfer der roten Armee. Auch die Führer der schweizerischen Arbeiterbewegung haben deutlich gesagt, ihr Antimilitarismus sei nicht derselbe wie der des Theologen Ragaz, sondern habe nur den Zweck, den bürgerlichen Staat zu bekämpfen. Ein Führer sagte: die Maschinengewehre sind nicht an sich verwerflich, sie sind nur nicht in den richtigen Händen. So sprechen sie, seitdem sie sich der Macht näher gekommen sehen, während früher die Arbeiterbewegung grundsätzlich human und gegen alles Töten zu sein vorgab und selbst glaubte.

Und so muß es sein: wer den Staat, die Volksgemeinschaft führen — meinetwegen zum Glück führen — will, wer neue Zustände, neue Einrichtungen nicht nur verkünden, sondern durchsetzen will, der muß Zwangsmittel brauchen, Gewalt anwenden, Waffen in Bereitschaft halten. Wenn unsere heutigen Antimilitaristen den Staat in die Hand bekämen, so wäre es mit ihrem Pazifismus zu Ende. Die wirklichen, ganzen Pazifisten

unter ihnen, würden sich alsbald als ohnmächtig erweisen, irgend etwas durchzuführen, sie würden enttäuscht, verbittert vom Schauplatz abtreten oder sie würden unter die Räder des von ihnen ins Rollen gebrachten Wagens kommen, wie die großen Menschenfreunde von 1789 vier Jahre später größtenteils geköpft worden sind; die andern kämen bald dazu, Gewalt zu brauchen, um der Gewalt ein Ende zu bereiten, und Blut zu vergießen, um allem Blutvergießen für immer ein Ende zu bereiten.

Die Führer der theologischen Antimilitaristen betonen gern, die heutigen Christen seien durch die Riesenoffenbarung des Weltkrieges dazu gedrängt worden, den Krieg, der noch vor 50 Jahren anders ausgesehen habe als heute, nunmehr gänzlich zu verwerfen; der Weltkrieg erst habe das satanische Wesen aller Kriegführung geoffenbart und damit zu Forderungen gedrängt, die es für die vergangenen christlichen Geschlechter nicht gegeben habe. Sie wollen damit dem Einwand begegnen, daß ja doch 19 Jahrhunderte lang ungezählte treue Bekenner des Christenglaubens mit gutem Gewissen Krieg erklärt und Krieg geführt hätten. Aber: wenn es die Eindrücke des Weltkrieges sind, die den heutigen Antimilitarismus erzeugt haben, so steht dieser auf schwachen Füßen, so ist er eine Erscheinung des Nervenlebens und wird nicht zunehmen, sondern mit der Entfernung von den Weltkriegsjahren schwächer werden. Man lasse insbesondere die Arbeiterklassen und die sozialistisch Denkenden, denen die von Prof. Ragaz[1]) mit Wärme erwähnten Kriegsgegner der angelsächsischen und der nordischen Völker größtenteils angehören, an der Regierung teilnehmen, dann werden sie nicht mehr Kriegsstreik predigen, sondern die Verteidigung ihrer gesellschaftlichen Neuschöpfungen verlangen.

Also das Ergebnis ist: es gibt wenige wirkliche Pazifisten und gibt gar keine, kann gar keine pazifistische Parteien noch einen pazifistischen Staat geben.

2. Deshalb ist die Frage des Antimilitarismus ein Teilstück der viel größern Frage: vertragen sich der Staat, sein Bestehen, seine Notwendigkeiten mit den Forderungen der Sittenlehre? Können wir im Staatsleben die Moral durchsetzen, die für den Einzelmenschen gilt? Und wenn nicht: müssen, dürfen, können wir dann den Staat, weil er nicht zu bessern sei, preisgeben?

Diese zweite Frage wird bejaht von den christlichen Anarchisten. Sie sind nicht zahlreich. Unsere antimilitaristischen Theologen äußern sich zwar meist recht abfällig über den Staat, erkennen aber in der Mehrzahl an, daß die mit Zwangsbefugnissen ausgerüstete Volksgemeinschaft nicht entbehrt werden könne, daß die Anarchie den Krieg nicht beseitigen, sondern verallgemeinern würde, zum Krieg aller gegen alle führen müßte.

So bleibt es bei der ersten Frage: ob der Staat nach den Geboten der christlichen Lehre handeln und dabei bestehen könne. Das ist eine

[1]) In einem übersichtlichen, gut unterrichtenden Vortrag vor der theologischen Studentenschaft Zürichs im Christmonat 1926, dem ich hier mehrfach folge. Zwei Tage vorher sprach im Kirchgemeindehaus Neumünster (in Zürich) der Obmann des Vereins antimilitaristischer Pfarrer, Paul Trautvetter in Höngg, über „Abrüstung als religiöse Aufgabe". Auch diesem Vortrag verdanke ich wertvolle Aufschlüsse.

Glaubenssache. Beweisen läßt sich hier nichts; bloß das kann gesagt werden: die Erfahrungen der Geschichte sprechen nicht für die Möglichkeit eines Staates ohne Anwendung von Waffengewalt; aber wer an Entwicklungs- und Fortschrittsmöglichkeiten, an den „Geist" (um die Sprache Ragazens zu sprechen) glaubt, dem sagt das nichts. Glaube ich nun an die Möglichkeit der Entwaffnung und des gewaltlosen Bestandes der Staaten, so muß ich sie allerdings schleunigst in Wirklichkeit umzusetzen suchen und muß Antimilitarist sein; denn der Krieg ist eine furchtbare Geißel, die wir nicht einen Tag länger dulden dürfen als es sein muß. Aber ebenso: glaube ich nicht an die Entbehrlichkeit der Rüstung, so darf ich nicht Antimilitarist sein, weil ich mein Volk nicht ins Unglück bringen darf.

Nun entsteht die weitere Frage: muß ich diesen Glauben haben? Nein, denn ein Glaube kann nicht als Pflicht gefordert werden; jedenfalls stehen alle unsere theologischen Antimilitaristen auf diesem Standpunkt. Endlich ist zu fragen, ob der Glaube an die Entbehrlichkeit der Rüstung, der Notwehr und Gewaltanwendung zum christlichen Glauben gehöre, so daß wir keine Jünger Christi wären (oder keine rechten) ohne diesen Glauben. Und hier scheiden sich die Geister; die Antimilitaristen denken, zum Glauben an das Evangelium gehöre das Vertrauen, daß aus der Befolgung des Willens Gottes, der nun einmal das Töten und den Krieg verbiete, der Menschheit nur Heil erwachsen werde.

Wie man nun darüber auch denken möge: der Apostel Paulus jedenfalls teilt den Glauben an die Entbehrlichkeit der Gewalt nicht, sondern steht unbedingt zu der Überzeugung von der Notwendigkeit der Staatsgewalt. Das steht unzweideutig im Brief an die Römer (13, 1—5). Die Stelle lautet (in Weizsäckers Übersetzung): „Jedermann sei untertan der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Obrigkeit, die nicht von Gott wäre; wo sie ist, ist sie von Gott angeordnet. Wer sich also der Obrigkeit widersetzt, der lehnt sich wider Gottes Ordnung auf; die Aufrührer aber werden sich ihr Gericht holen. Die Herrscher sind nicht zum Schrecken da für das rechtschaffene Tun, sondern für das böse. Willst du keine Furcht haben vor der Obrigkeit? — so tue das Gute, und du wirst von ihr Lob haben. Denn sie ist Gottes Gehilfe für dich zum Guten. Tust du aber Böses, dann fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst. Sie ist Gottes Gehilfe, Gerichtsvollstrecker für den, der Böses tut. Darum ist es geboten, sich ihr zu unterwerfen, nicht nur um des Zorngerichtes, sondern auch um des Gewissens willen." Hier wird die Staatsgewalt als etwas Notwendiges und von Gott Gewolltes anerkannt; man muß diese neutestamentlichen Worte mit vorgefaßter Meinung mißhandeln, um ihnen eine andere Deutung zu geben. Auch sonst steht ja unzweifelhaft fest, daß ungezählte Christen, deren echtes Christentum niemand in Zweifel zieht, in allen christlichen Jahrhunderten und in allen Teilen der Christenheit auf dem Boden des Staates, der Staatsgewalt und der Kriegsrüstung gestanden haben. Eben deshalb betonen ja Ragaz und andere, erst der Weltkrieg habe das satanische Wesen des Krieges geoffenbart. Sicher ist: der theologische Antimilitarismus geht über die Linie der großen christ-

lichen Überlieferung hinaus, und die Anhänger der Staatsgewalt dürfen sich auf das Neue Testament berufen.

Sehr weit in der Ablehnung aller Gewalt scheint der Obmann des Vereins antimilitaristischer Pfarrer der Schweiz zu gehen, wenn er sogar die Abwehr angegriffener Unschuld ablehnt mit dem Satze, es gebe keine unschuldig Angegriffenen; „wenn bei mir eingebrochen wird, so bin ich dabei mitschuldig durch die Art, wie ich mein Gut erworben habe oder es besitze". Man könnte hier entgegnen: „Solche Behauptungen lassen sich leicht aufstellen, wenn man weiß, daß der Rechtsstaat auch das Pfarrhaus und den Kassenschrank des Antimilitaristen durch Gesetz und mit Gewalt schützt." Aber hier bewegen wir uns in einer so dünnen begrifflichen Höhenluft, in der wohl ein einzelner Ballonfahrer atmen, nicht aber ein Volk arbeiten kann, daß die ganze Erörterung eigentlich gegenstandslos ist. Die Menschen werden es sich nie nehmen lassen, von unschuldig Angegriffenen zu sprechen und sich darnach zu verhalten. (Wie steht es übrigens um die „Mitschuld" des Angegriffenen, wenn ein Wüstling ein zwölfjähriges Mädchen überfällt?)

3. Du sollst nicht töten. Hier sind wir beim Herzstück der ganzen Angelegenheit. Ragaz gibt zu,[2]) daß das alttestamentliche Gebot den Sinn gehabt habe: du sollst nicht morden, also zunächst nicht auf das Töten im Kriege Bezug habe. Nur meint er, schon bei den Propheten des Alten Testamentes sei über diesen ersten Wortlaut hinausgewiesen und vollends die Bergpredigt Jesu atme einen neuen Geist. Es läßt sich indessen nicht abstreiten: das Gebot „du sollst nicht töten" ist nirgends in der Bibel anders aufgefaßt als so: du sollst nicht morden. Wer ihm den weiteren Sinn gibt, daß es auch die Kriegführung ausschließe, der darf das gewiß tun, darf von Entwicklung und Vertiefung sprechen, aber er darf nicht sagen: „ich bin gegen den Krieg, weil in der Bibel steht: du sollst nicht töten, und weil ich eben Bibelworte genau nehme", denn die Bibel selbst von einem Ende bis zum andern will das Wort nicht so verstanden wissen.

Wie stellt sich Jesus dazu? Wir wissen darüber etwas sehr Wichtiges. In der Bergpredigt, Math. 5, legt Jesus dar, wie er die Gebote Gottes verstanden wissen will, und als erstes Beispiel nennt er eben das Verbot des Mordens und sagt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten (d. h. den Israeliten der alten Zeit) gesagt worden ist (nämlich im Gesetze Mosis): du sollst nicht morden; wer aber mordet, soll dem Gericht verfallen sein. Ich aber sage euch: jeder, der seinem Bruder zürnt, soll dem Gericht verfallen sein. Wer aber seinen Bruder einen Taugenichts heißt, soll dem Hohen Rat, und wer ihn einen Narren (oder: Gottlosen) heißt, soll der Feuerhölle verfallen sein." In dem feierlichen Augenblick, da Jesus seine neue Sittenlehre, das Gesetz des von ihm gebrachten Reiches Gottes, dem Gesetz des Alten Bundes entgegenstellt, verkündet er nicht eine Ausdehnung, sondern eine Vertiefung des Gebotes, Ausdehnung nicht nach außen — etwa auf den Kriegsknecht oder Scharfrichter —, sondern nach innen, auf die Gesinnung. (Daß gerade darin das christliche im Gegensatz zum alt-

[2]) In dem bereits erwähnten Vortrag.

testamentlichen Wesen liegt, darin wird man wohl einig sein.) Also auch Jesus denkt nicht daran, das Töten im Kriege dem Mord gleichzustellen und etwa in einer solchen Neuerung seinen Fortschritt über das Alte Testament hinaus zu erblicken. Wenn er diesen Gedanken gehabt hätte, so hätte er ihn hier aussprechen müssen. Wenn er ihn gehegt, aber absichtlich verschwiegen hätte, etwa weil die Zeit dafür nicht reif gewesen, so wäre das doch höchst sonderbar, beinahe unaufrichtig. Er ist offenbar der Meinung gewesen, die Hauptforderung sei nicht, daß niemand getötet werde, sondern daß kein Haß in den Menschen wohne. Gewiß ist es denkbar, daß man sagt: „Wir haben heute eine neue, vertiefte Auffassung von dem, was die Bergpredigt eigentlich fordert; das heutige christliche Bewußtsein erträgt nun auch den Krieg nicht mehr, den Jesus noch ertragen hat." Nur steht dann freilich Jesus nicht mehr da als die schlechthin unüberschreitbare Höhe, sondern er ist Entwicklungsstufe zu Tolstoj und den heutigen Antimilitaristen. Und wie dem sei, auf ihn kann man sich mit der antimilitaristischen Auslegung des Mordverbotes und der Bergpredigt nicht berufen, sondern man muß sagen: „Ich bin Antimilitarist, weil ich eine neue, höhere Erkenntnis des göttlichen Willens geschenkt bekommen habe; ihr habt gehört, daß von Jesus gesagt ist: ... ich aber, ich Tolstoj, ich Pfarrer X Y, sage euch: ihr dürft keinen Militärdienst tun."

Hier wird man nun zwar wieder geltend machen, Jesus habe eben den Weltkrieg nicht erlebt und deshalb nicht den vollen Einblick in die Gottwidrigkeit des Kriegsgreuels haben können. Aber für die Frage, ob das Töten dem Jünger Christi erlaubt sei, macht es nichts aus, ob es mit Pfeil und Bogen geübt werde oder mit Maschinengewehren, ob durch den Krieg einer der zwölf Stämme Israels ausgerottet werde oder ganze Nationen Europas. Wir dürfen Jesu nicht wohl den Gedanken zutrauen, das Töten im Kleinen hätte er durchgehen lassen, aber gegen den Massenmord der heutigen Kriegführung würde er sich auflehnen. Natürlich ist für uns die Frage von größter Wichtigkeit, ob wir es darauf ankommen lassen können, daß die heutigen technischen Zerstörungsmittel in einem neuen Kriege zur Tötung von 20 oder 50 Millionen Europäern gebraucht werden. Aber die sittliche Frage, ob das Töten dem Wehrmann erlaubt sei, ist eine andere, ist davon unabhängig. — Selbstverständlich ist mit alledem nicht gesagt, Jesus billige Kriegserklärungen und Kriegführung, oder es stehe seinen Jüngern nicht wohl an, dagegen zu arbeiten; nur das sollte gezeigt werden, wie Jesus das Mordverbot versteht und wie er es nicht versteht.

4. Daß Jesus gehässiges Schelten auf den Mitmenschen und nicht das Schießen und Stechen des Soldaten dem Morde gleichstellt, dürfte übrigens zu denken geben. Er verurteilt den Haß mit gutem Grund; aus dem Haß entstehen die Kriege, ist gerade auch der Weltkrieg entstanden und verlängert, zu einer satanischen Unternehmung geworden. La guerre est un aboutissement, sagte eine welsche Zeitung trefflich. Der Krieg ist nicht plötzlich von Kaiser Nikolaus oder Kaiser Wilhelm mutwillig vom Zaun gebrochen worden; er war das Ergebnis von Eigennutz, Prestigesucht und Haß, und an diesem Haß besonders haben — nach Maßgabe ihrer Kräfte und ihres Einflusses — auch solche Anteil, die jetzt meinen,

durch Abschaffung der Armeen und Waffen lasse sich der Krieg beseitigen. Das Schimpfen auf die Fürsten, Habsburger, Hohenzollern, Preußen und Junker, die törichten und sonnenklar unwahren Anklagen, daß diese Leute die Welt unterjochen wollten und darum den Weltkrieg entfesselt hätten, hat mitgewirkt an der Entstehung und nachher an der Vergiftung des Krieges, nicht weniger als das Gießen von Kanonen und der Bau von Kriegsschiffen. Und daran haben sich auch einige — lange nicht alle, aber mit nichten die einflußlosesten — unserer jetzigen Antimilitaristen beteiligt. Diese innern Ursachen der Kriege müssen im Sinne des Gebotes Christi „Ich aber sage euch ..." zuerst und zumeist weggeschafft werden; daran arbeitet aufrichtig und eifrig mehr als einer unserer theologischen Antimilitaristen, das sei nicht verkannt. Aber es gibt Kriegsgegner, die dem Evangelium Jesu ferner stehen als mancher säbelumgürtete Kriegsmann, und es gibt Heerführer, zu denen sich um ihres kindlich demütigen und erbarmungsreichen Herzens willen Jesus Christus lieber bekennen wird als zu den gehässig scheltenden Verkündern einer neuen, gewaltlosen Gottesordnung. Mit oder ohne Heere und Gewehre: solange es Haß gibt, entstehen auch immer wieder Kriege. Es bleibt bei der uralten Erkenntnis und Lehre, in der die christlichen Kirchen, ob katholisch, reformiert, lutherisch oder anders, im ganzen immer einig waren, daß nämlich Christentum innere Umwandlung, Gesinnung sei.

5. Ein Wort noch über das christliche Gewissen, auf das die Dienstverweigerer sich mit Nachdruck berufen. Von der Gegenseite [3]) sind die Theologiestudenten gemahnt worden, sich nicht über die Beweggründe ihres Tuns zu täuschen, und gefragt worden, ob nicht mancher junge Mann irrtümlich von seinem Gewissen rede, während er in Wirklichkeit von jugendlichem Widerspruchsgeist zum Antimilitarismus getrieben werde oder sich von einer Modeströmung mitreißen lasse. Die Frage verdient Beachtung. Wie leicht irren wir in der Beurteilung unserer Beweggründe, hier und in ähnlichen Fällen. Ja, sorgfältige Beobachtung führt zu der Erkenntnis, daß wir keine Art menschlicher Äußerungen mit mehr Vorsicht aufnehmen müssen als diejenigen, mit denen die Menschen ihr Tun begründen. Nur freilich muß hier auch gesagt werden, daß die religiös gestimmten Antimilitaristen in der politischen Presse meist überaus verständnislos und geradezu roh behandelt werden. Von dem, was ein an das Sittengesetz gebundenes Bewußtsein ist, scheinen unsere Zeitungsschreiber keine Ahnung zu haben. Selten begegnet man einer gerechten, d. h. auf die Gründe der Kriegsgegner eintretenden Widerlegung; diese müssen dabei in der Überzeugung bestärkt werden, daß sie die Vertreter des christlichen Gewissens seien und mitten in einer gottfeindlichen Welt als die eigentlichen, wenn nicht gar einzigen Vorkämpfer des heiligen Willens Gottes auf ihrem Posten stehen. Das hat freilich seinen Grund darin, daß allerdings unsere Zeitungen betrüblicherweise mit nicht sehr zahlreichen Ausnahmen von Leuten geschrieben werden, die in der Welt des Glaubens Fremdlinge sind. Und das ist mit ein

[3]) Oberst Ulrich Wille hatte vor den Theologiestudenten das Wort zu einer Meinungsäußerung über Ragazens Vortrag erhalten.

Grund, weshalb es unsereinem schwer wird, in diesen Fragen das Wort zu ergreifen: wir möchten nicht als Kampfgenossen von Leuten auftreten, die für Forderungen der christlichen Sittenlehre nichts übrig haben. Die christliche Lehre prüft und mißt mit ewigen Maßstäben auch unsern Rechtsstaat, unsere Verfassung, unsern Patriotismus. Die Auffassung, daß wir Pfarrer dazu angestellt seien, dem Staat eine Stütze zu sein (dem Thron oder der Demokratie), ist unrichtig auch da, wo der Staat den Pfarrern das Gehalt auszahlt, denn er ist hier nur Verwalter eines Kirchengutes, das er in Verwahrung genommen hat und dessen Zinsen er der Kirche schuldet. Wir haben unsern Auftrag von Gott, nicht vom Staat, und haben Christen zu erziehen, nicht staatsfromme Bürger.

6. Die aufrichtigen christlichen Antimilitaristen aber müssen wir bitten, doch ja nicht zu denken, daß wir Nichtantimilitaristen eine Spur von Wohlgefallen am Kriege haben. Nicht das ist es, was uns von ihnen scheidet, sondern daß wir nicht sehen, wie im Staats- und Völkerleben die Gewalt entbehrt werden kann. Uns ist das Knallen und Bombenwerfen ebenso ein Greuel wie ihnen. Wir leiden genau ebenso wie sie unter der Unlösbarkeit des Gegensatzes zwischen Notwehrtragik und christlichem Sittengesetz. Vielleicht mehr als sie, denn w i r wissen ja keinen Rat. Uns ist jener letzte Ausweg, den es für Menschen aus derartigen schmerzlichen Wirklichkeiten gibt, versperrt: die Flucht in den Wahn.

Englische Kultureindrücke.

Von **Hedwig Schoch.**

Die Kultur eines Landes ist sein seelisch-geistiger Eigenton. Er umfängt uns schon ehe wir seiner gewahr werden. Stimmklang wie Gebärde schweben uns entgegen oder brechen an uns heran und bringen uns ihre Sonderheit. Die Sprache mit ihrem Hell und Dunkel, Kristall oder Weichheit ihrer Prägung ergießt sich in uns, bringt uns zum Mitschwingen, entstarrt unsere Fremdheit zu Einfühlung. Haltung und Verhaltung dringen in unser gleich Gefäßen offenes Bewußtsein und verfestigen sich zu Eindruck und Urteil.

Rasse und Geschichte eines Volkes wirken aufeinander wie Schicksal und Persönlichkeit, denn eines trägt das andere. Im englischen Bereich quillt das Besondere aus der nordischen Wesensart. Es hat Größe, die auf Macht beruht, Abstand und Kühle, die auf sich selbst verweist, Freiheit, die Raum beansprucht und gewährt, Spannungen, die selbstverständlichen Ausgleich finden. Sie verwirklichen sich in den Außen- und den Innendingen. Was im Engländer Stadt und Land, praktisches Handeln und seelisches Sich-Breiten auswiegt und verbindet, ist seine Gelassenheit und überlegende Besonnenheit allen Lebensdifferenzen gegenüber. Bedürfnisse, die sich melden, rufen und schaffen Mittel, nicht tastend, sondern mit einer Hand, die gewohnt ist, ins Volle zu greifen. So spinnt